

MINT – belebt und erfrischt!

Prof. Dr. Kathrin Altwegg, assoziierte Professorin am Institut für Space Research and Planetary Sciences der Universität Bern, empfängt seit acht Jahren jeweils an einem Tag im Frühlingssemester Gymnasiastinnen, die sich für ein Physikstudium interessieren. Für sie ist klar, wo die Probleme liegen, die zu einer so tiefen Anzahl Studentinnen in den MINT-Fächern führen.

**Monika Hofmann*

Frau Altwegg, warum haben Sie Physik studiert?

Eigentlich habe ich mich immer für Archäologie interessiert. Kurz vor der Matura entschied ich mich aber für Physik, in der ich sehr gut war und die mir grossen Spass bereitete. Ich dachte mir, dass sich Archäologie – anders als die Physik – besser als Hobby weiterführen liesse.

Später haben Sie dann an der Universität Bern ihre Habilitation geschrieben. Sind Sie auf Vereinbarkeitsprobleme gestossen, Sie haben ja zwei Töchter?

Ich habe während der ersten drei Jahre 100% gearbeitet, ab der Geburt der ersten Tochter auf 50% und bei der zweiten Tochter auf 25% reduziert. Das war mir aber dann zu wenig, weil man nicht mehr richtig Teil des Teams ist, also habe ich auf 35% aufgestockt. Später wieder auf 50 und nun arbeite ich schon lange 75%. Genau hier, auf der Habilitationsstufe, liegt meines Erachtens ein grosses strukturelles Hindernis. Es wird verlangt, dass die Habilitation innert sechs Jahren geschrieben wird – auch bei den neuen Tenure-Track-Anstellungen –, egal wie hoch der Anstellungsgrad ist. Frauen wie auch Männer, die nicht 100% arbeiten können oder wollen, werden hier stark benachteiligt. Aber zurück zu mir: Ich hatte das Glück, dass meine befristete Anstellung immer wieder verlängert wurde. Die Karriereplanung sollte aber nicht von zufälligem Glück beeinflusst, sondern von der Struktur gestützt werden. Da existiert Handlungsbedarf bei den Universitäten.

Indem Sie seit acht Jahren jeden Frühling Gymnasiastinnen empfangen und ihnen vom Physikstudium berichten, setzen Sie sich für mehr Frauen in den MINT-Fächern ein. Hat sich während dieser Zeit bereits etwas in diesem Bereich verändert?

Der Begriff MINT kommt aus der Volksschule, den gibt es so nicht an der Universität. Aber ja, an der Universität Bern gibt es einen Informationstag speziell für Gymnasiastinnen, an dem sie sich über die Studienfächer Physik, Mathematik, Geologie, Informatik und Chemie informieren können. Sie schreiben sich für zwei Fächer je zu einem halben Tag ein und erfahren in Einführungen, Laborbesuchen, einer gemeinsamen Kaffeepause und einem Podiumsgespräch mit Berufsfrauen mehr über die naturwissen-

schaftlichen Studienfächer und die jeweiligen Berufsfelder. In der Physik hat die Anzahl Studentinnen über die Jahre ganz leicht zugenommen. In der Informatik aber, bleibt sie seit Jahren gleich tief. Im Grossen und Ganzen hat sich nicht sehr viel verändert.

Wie erklären Sie sich diesen tiefen Anteil der Studentinnen in den entsprechenden Fächern? Es betrifft ja nicht alle naturwissenschaftlichen Richtungen, Biologie und Geographie haben beispielsweise einen hohen Frauenanteil.

Ich glaube, das Hauptproblem liegt bei der Pflicht einer Schwerpunktfachwahl im Gymnasium. Die jungen Menschen befinden sich in der Pubertät und müssen sich für eine Fachrichtung entscheiden. In dieser unsicheren Lebensphase wird dann viel eher auf stereotype Zuschreibungen zurückgegriffen. Naturwissenschaften werden männlich konnotiert und Sprachen weiblich, das wissen wir schon lange. Assoziationen spielen dabei eine sehr wichtige Rolle. Erfolgt eine Vertiefung in ein Fachgebiet bereits während des Gymnasiums, ist der Fachwechsel beim Übertritt an eine Universität umso schwieriger, weil fehlendes Wissen nachgeholt werden muss. Ich bin dafür, dass die Schwerpunktsetzung vor- oder nachverlegt wird, die Jugendlichen wären unvoreingenommener. Oder dass gar keine Schwerpunktfächer mehr angeboten werden, dafür Niveau-Kurse innerhalb derselben Klasse.

Während in der Schweiz wie auch im gesamten angelsächsischen Raum Frauen in den erwähnten Fächern untervertreten sind, ist dieses Phänomen in den östlichen wie auch südlichen Ländern nicht oder viel weniger zu beobachten. Welches sind Ihrer Meinung nach die Gründe?

Sicher auch der Lohn. In Ungarn gibt es beispielsweise sehr viele Informatikerinnen, aber dort verdient dieser Berufsstand deutlich weniger. Zudem existiert auch ein grosser kultureller Unterschied. Historisch gesehen gab es in den südlichen und frankophonen Ländern seit jeher mehr Naturwissenschaftlerinnen. Es ist kein Zufall, war Madame Curie Französin!

**Monika Hofmann, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung IZFG der Universität Bern*